

(Nachdruck verboten.)

Der letzte Tag eines Verurtheilten.

10]

Von Victor Hugo.

Aus dem Französischen von Paul Linsemann.

XXVI.

Es ist zehn Uhr.

Oh, mein armes Töchterchen! Noch sechs Stunden und ich lebe nicht mehr! Ich bin dann ein Untersuchungsobjekt für die kalte Tafel des anatomischen Hörsaals. Auf einer Seite formt man den Kopf ab, auf der anderen Seite zergliedert man den Kumpf. Die Ueberreste wirft man in den Sarg und fort geht es nach Clamart . . .

Das werden sie aus deinem Vater machen, diese Menschen, von denen keiner mich haßt, die alle mich beklagen und mich retten könnten. Sie werden mich tödten. Verstehst du das, Marie? Mich kaltblütig unter Zeremonien tödten, um der Gerechtigkeit willen.

Arme Kleine! Deinen Vater werden sie tödten, der dich so sehr liebte, der deinen süßen, weißen, kleinen Hals küßte, der so oft in deinen seidenweichen Locken spielte, der dein hübsches rundes Gesichtchen zwischen seinen Händen hielt, der dich auf seinen Knien reiten ließ und der des Abends deine Patschhändchen zusammenlegte, damit du beten solltest.

Wer wird nun das Alles mit dir thun? Wer wird dich lieben? Alle Kinder in deinem Alter haben noch einen Vater, nur du nicht. Wie wirst du dich der Feier des Namenstages, der Neujahrsbesuche, der schönen Spielsachen, der Bonbons und der Klüße entwöhnen, mein Liebling? — Wie wirst du dich der Speise und des Trankes entwöhnen, arme Waise?

Ja, wenn die Geschworenen wenigstens meine hübsche kleine Marie gesehen hätten, so würden sie eingesehen haben, daß man nicht den Vater eines dreijährigen Kindes tödten darf.

Und wenn sie herangewachsen ist (vorausgesetzt, daß sie so lange lebt), was soll dann aus ihr werden? Ihr Vater lebt noch in der Erinnerung von ganz Paris. Sie wird über mich und den Familienamen eröthen. Sie wird verachtet und verstoßen werden, meinethwegen geringgeschätzt, meinethwegen, der sie mit allen Fibern seines Herzens liebt. Oh, meine kleine einzig geliebte Marie! Ist es wahr, daß Du Dich meiner schämen und mich verabscheuen mußt?

Ich Unglücklicher! Welches Verbrechen habe ich begangen und zu welchem Verbrechen gebe ich der Gesellschaft Anlaß!

Oh, ist es wahr, daß ich noch vor dem Ende dieses Tages sterben muß? Wirklich? Das dumpfe Getöse, das ich von draußen vernehme, die ausgelassene Menge, die sich schon auf den Quais drängt, die Gendarmen, die sich in ihren Kasernen bereit machen, der Priester in schwarzer Robe, der Mann mit den blutigen Händen — das Alles gilt mir? Ich soll sterben! Ich, der nämlich, der hier sitzt, lebt, sich bewegt, athmet, seinen Platz an diesem Tische hat, der wie ein anderer Tisch aussieht und ganz gut wo anders stehen könnte; kurz, ich, dieses Ich, das ich berühre und fühle und dessen Anzug die Falten macht, die ich hier sehe!

XXVII.

Wenn ich doch nur wüßte, wie es ist und wie man dort stirbt. Aber, es ist schrecklich — ich weiß es nicht.

Der Name des Dinges ist entsetzlich, und ich begreife nicht, wie ich ihn bis jetzt habe niederschreiben und aussprechen können.

Die Zusammensetzung dieser zehn Buchstaben, ihr Anblick, ihre Physiognomie ist ganz dazu angethan, um eine furchtbare Vorstellung zu erwecken, und der unheilvolle Arzt, der das Ding erfunden, hatte einen prädestinirten Namen.

Das Bild, das ich mit dem gräßlichen Wort verbinde, ist undeutlich und unbestimmt, aber gerade deshalb um so unheimlicher. Jede Silbe ist gleichsam ein Stück der Maschine. Ich baue aus den Silben unaufhörlich die Maschine — und reiße sie dann wieder ein.

Ich wage es nicht, mich danach zu erkundigen und doch ist es fürchterlich, nicht zu wissen, wie es ist und wie man sich zu benehmen hat. Soviel ich weiß, ist ein bewegliches

Brett dabei. Auch wird man auf den Bauch gelegt . . . — Meine Haare werden erbleichen, ehe mein Haupt fällt!

XXVIII.

Einmal habe ich sie jedoch schon gesehen.

Ich fuhr eines Tages gegen elf Uhr Vormittags über den Grèveplatz. Plötzlich hielt der Wagen.

Ich steckte den Kopf zur Wagenthür hinaus. Eine Menschenmenge hatte sich auf dem Grèveplatz und dem Quai angeammelt. Weiber, Männer und Kinder standen am Geländer. Ueber den Köpfen sah man ein Gerüst aus rothem Holz, das von drei Männern aufgerichtet wurde.

Ein Verurtheilter sollte noch am selben Tage hingerichtet werden, und für ihn baute man die Maschine auf.

Ich wandte den Kopf zur Seite, ehe ich hingesehen hatte. Neben meinem Wagen stand eine Frau, die zu einem Kinde sagte:

„Siehst Du! Das Messer fällt nicht gut. Sie werden die Rinne mit Talg einschmieren.“

Damit sind sie wahrscheinlich auch heute beschäftigt. Es schlägt elf Uhr. Sie schmieren ohne Zweifel die Rinne ein.

Diesmal kann ich den Kopf nicht zur Seite wenden. Ach, ich Unglücklicher!

XXIX.

O Begnadigung! Begnadigung! Vielleicht wird man mich begnadigen. Was sollte auch der König gegen mich haben! Man hole einen Vertheidiger her, aber schnell! Ich will gern ins Zuchthaus. Fünf Jahre — ja selbst zwanzig Jahre — sogar lebenslanglich mit der Brandmarkung, aber schenkt mir das Leben!

Ein Sträfling kann doch umhergehen, er sieht die Sonne!

XXX.

Der Priester ist wieder bei mir.

Er hat weiße Haare, sieht sehr milde aus und macht einen ehrwürdigen Eindruck. In der That ein vortrefflicher und mildthätiger Mann. Heute früh bemerkte ich, wie er seine Börse in die Hände der Gefangenen leerte. Woher kommt es, daß seine Stimme weder bewegt noch erregt ist? Woher kommt es, daß er zu mir noch nichts geredet hat, was meinem Geiste oder meinem Herzen zugesagt hätte?

Heute früh war ich zerstreut. Ich hörte kaum, was er mir sagte. Dennoch schienen mir seine Worte recht überflüssig. Sie machten nicht den geringsten Eindruck auf mich. Wie der nachkaltete Regen draußen, so glitten sie an mir ab. Aber als er eben in meine Zelle trat, that mir sein Anblick sehr wohl. Unter all diesen Menschen ist er der einzige, der noch so etwas Menschliches für mich übrig hat, sagte ich mir. Und ich dürstete nach guten und tröstenden Worten.

Wir setzten uns. Er auf den Stuhl, ich auf das Bett. Er begann: „Mein Sohn . . .“ Dies Wort öffnete mein Herz. Dann fuhr er fort:

„Mein Sohn, glaubst Du an Gott?“

„Ja, mein Vater.“

„Glaubst Du an die heilige, apostolische, römisch-katholische Kirche?“

„Gewiß.“

„Du scheinst zu zweifeln, mein Sohn.“

Er sprach lange auf mich ein und machte viele Worte. Als er genug zu haben glaubte, erhob er sich und sah mich zum ersten Male seit Beginn seiner Rede genau an und fragte:

„Nun?“

Ich behauptete, daß ich ihm zuerst mit Eifer, dann mit Aufmerksamkeit, hernach mit Ergebung zugehört hätte. Ich erhob mich gleichfalls.

„Bitte, lassen Sie mich allein.“

„Wann soll ich wiederkommen?“

„Ich werde es Ihnen sagen lassen.“

Dann ging er hinaus, ohne ein Wort zu sagen. Aber er schüttelte doch den Kopf, als ob er bei sich sagte:

„Ein Gottloser.“

Nein — ein Gottloser bin ich nicht. Aber was hat mir der Greis gesagt? Nichts Empfundenes, das einen zur Selbsteinkehr führt, das einem Thränen entlockt, das einem die Seele erschüttert, das von Herz zu Herzen geht. Nichts

Eigenes von ihm, das auf meine Lage paßte. — Im Gege-
theil! Ich kann mir nichts Oberflächlicheres und Ver-
schwommeneres vorstellen, das auf alles und für alle anwend-
bar ist. Schwulst, wo Diefse nöthig war. Seiichte Worte, wo
Schlichtheit am Plage war. Kurz, ein rührseliger Brei und
frommes Geplär. Sie und da ein lateinisches Zitat, vielleicht
aus dem heiligen Augustinus, oder dem heiligen Gregorius.
Mir kam es vor, als ob er eine Lektion aussagte, die er schon
zwanzig Mal hergeleiert, oder als ob er ein Thema noch-
mals durchginge, das in seinem Gedächtniß unverlöschlich
eingetragen war. Nicht ein Blick in seinem Auge, nicht eine
Betonung in seiner Stimme, nicht eine Bewegung mit seinen
Händen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ueber das Schiefwerden.

„Frei, sitz nicht so krumm — „Anna, wie schlecht Du Dich
wieder hältst! Du mußt ja schief werden!“ So und ähnlich tönt's
beständig aus dem Munde von Eltern und Erziehern der heran-
wachsenden Generation entgegen. Wenn man als ungeschener Zeuge
im Kreise einer größeren Familie weilen könnte, so würden kaum
fünfzehn Minuten vergehen, ohne daß man derartige Er-
mahnungen zu hören bekäme. Es ist das nicht übertrieben, die
Kinder werden entsetzlich damit gequält — beim Essen, in der
Schule, beim Arbeiten, immer. Ob mit Grund? Ja, wenn
der Erfolg allein für die Zweckdienlichkeit einer Sache maß-
gebend ist, dann möchte man diesen beständigen Verufen doch
recht zweifelhaft gegenüberstellen. Denn kaum ist das gefürchtete
„sitz gerade“, auf das der Oberkörper momentan in die Höhe schnellt,
verklungen, so hocken die Kleinen wieder da mit vornübergebeugten
Schultern, das Kinn auf der Brust.

„Aber eine aufrechte Haltung ist doch so notwendig für die
Jugend“, wird man mir einwerfen. Gewiß, es liegt mir fern, das zu
bestreiten, nur werden Ermahnungen nichts oder doch nur sehr wenig
dabei helfen — und das aus dem einfachen Grunde, weil die Kinder
gar nicht anders als krumm sitzen können. Ihre Rückenwirbel und ihre
Schulterknochen sind — häufig infolge Skrophulose, außerdem aber noch
durch eine Menge anderer Einflüsse, welche der Groß- und auch
Kleinstadtkindheit gefährlich werden — so schwach und marlos, daß
eine stramme Körperhaltung einen geradezu unnatürlichen Heroismus
ihrerseits bedingen würde; mit einem schwachen Körper, zumal in
so frühen Jahren, pflegt aber selten eine eiserne Willenskraft
verbunden zu sein. Wenn indessen jener gesund und gestärkt ist, dann
bedarf es des besteren gar nicht zur Erreichung des erwünschten
Zwecks — dann sitzen die Kinder ohnedies gerade. Mit anderen
Worten also: das Krümmen ist nur das Symptom eines Uebels,
und wie man nie die einzelnen Symptome einer Krankheit kurirt,
sondern diese selbst, so sollte es auch hier geschehen. Keinem vernünftigen
Arzt fällt es ein, bei einem schweren Magenleiden den mangelnden
Appetit des Patienten durch scharfe Würzen und dergleichen mehr
anregen zu wollen, denn er weiß ganz genau, daß dieselben einer-
seits den Magen schwächen, gerade weil sie ihn reizen, und daß
er andererseits die vermehrte Nahrungszufuhr noch nicht zu verdauen
vermag. Eines ähnlichen Mißgriffes erweist man sich aber schuldig,
wenn man ein elendes bleichsüchtiges Kind durch ewiges Rörgeln
nervös macht und zu einer Körperhaltung zwingt, die es ermüdet.

Ob übrigens jemand vom Krümmen schief wird, ist noch sehr
zweifelhaft — es kann hier und da wohl geschehen, in der Regel
liegt aber die Ursache tiefer und zwar sehr häufig da, wo auch die
Quellen für jenes zu finden sind — in schlechter Ernährung und
daraus resultirender Blutmuth und Muskelschwäche, in un-
zweckmäßiger Kleidung, welche das normale Wachstum hemmt,
und schließlich im Mangel an gesunder Bewegung und
frischer Luft. Ich will mich nicht über alle diese Punkte
näher verbreiten, sondern mich begnügen, kurz darauf hinzuweisen.
Nur über die Kleidung bei den Mädchen möchte ich ein paar Worte
sagen. Die meisten Mütter leben noch immer in dem Wahne, daß
ein schwacher Rücken durch ein Korsett gestützt und der ganze Ober-
körper durch dasselbe in die richtige Stellung gebracht werden müsse.
Sobiel auch die Kerzte ihnen zu beweisen trachten, daß die Knochen
zu ihrem Wachsthum und ihrer naturgemäßen Entwidlung des
Spielraumes bedürfen — sie lassen sich nicht überzeugen. „In der
Nacht tragen die Kinder ja kein Korsett“ — lautet ein beliebter Aus-
spruch aus weiblichem Munde — „und in der Nacht wachsen sie am
meisten.“ Vermuthlich, weil sie dann kein Korsett tragen,
müßte die Antwort darauf heißen, wenn — jener Satz richtig
wäre. Er ist's aber nicht. Das vermehrte Wachsen in
liegender Stellung ist nur scheinbar, der Körper streckt sich
momentan, um dann bald wieder seine frühere Längenproportionen
anzunehmen. Man kann das nach mehrmonatlichem Krankenlager
stets beobachten. Selbst ältere Personen machen nach diesen den Ein-
druck, als ob sie größer geworden wären, aber selbstverständlich nur
für eine kurze Weile. Dagegen giebt das Kriechen im Bett die
schönste Gelegenheit, sich allerhand falsche Kriechstellungen an-
zugewöhnen, die, weil sie sich allnächtlich wiederholen, in jugendlichen
Jahren zu direkten Verkümmungen führen können. Dem muß eben
die freie Bewegung am Tage, bei der jedes Glied gleich viel geübt

wird, entgegenarbeiten. Wie nun, wenn Brust, Rippen und Hüften
in einen engen Panzer eingezwängt sind? Zudem ist solch ein
Toilettenstück fast nie so vollkommen in seinen Rippen, daß es
den Oberkörper in die vorchriftsmäßige Form bringt. Einmal ist
dieser, einmal jener Theil ein wenig zu kurz oder zu lang — zu
irgend einer falschen Biegung wird die Figur in jedem Fall genöthigt.
Auch, daß die Ausdünstung der Haut beeinträchtigt wird, was seine
unleugbare Rückwirkung auf die Knochenbildung hat, darf nicht ver-
gessen werden. Ungleich mehr, als durch diese Marter-Instrumente,
schaffen die Leute Nutzen, wenn sie die Kinder statt auf Federbetten,
auf Sprungfedern, Rohhaar- oder allenfalls auch Seegras-Matraxen
schlafen lassen. Diese hindern den Körper immerhin an den
schlimmsten Verrenkungen; während es ihm auf weicher Unterlage
fast unmöglich ist, sich gerade auszustrecken. Auch zum Bedecken ist
eine wollene Decke zweckmäßiger als ein Federbett, das allzu viel
Hize erzeugt und dadurch ungünstig auf Blutzirkulation und Nerven
wirkt.

Eine Ursache des Schiefwerdens bilbet zweifellos das Tragen
schwerer Gegenstände. Viele Kinder hängen die Schultasche, statt sie
auf den Rücken zu schnallen, an den Arm. Es hält fürchtbar schwer,
dieser Gewohnheit entgegenzuwirken — in ganz jugendlichem Alter
geht es wohl noch, aber werden die Kleinen erst älter, so glauben
sie ihrer Würde etwas zu vergeben, wenn sie mit dem Tornister auf
dem Rücken einhergehen. Ich habe es an mir nahestehenden
Kindern wiederholt beobachtet, daß sie trotz Schelte und Strafen
nicht von ihrem Vorurtheile liegen. Man hatte ihnen daheim die
Tasche regelrecht aufgeschnallt, aber kaum waren sie außer Gesichts-
weite des väterlichen Hauses, so wurden sie die Riemen gelöst und
zusammengeknotet über den Arm gehängt. Jedenfalls ist es durch-
aus nothwendig, in der erwünschten Hinsicht Strenge walten zu lassen.

Ebenso darf man den Kindern nicht gestatten, daß sie beim Schreiben,
Zeichnen oder ähnlichen Arbeiten die Ellenbogen an den Körper
angeklemmt halten. Beide Arme müssen fest aufgestellt auf der
Tischplatte ruhen. Leider sitzen sie in der Schule nur oft so eng
aneinander, daß dies thatsächlich unmöglich ist. Um so mehr
scheint es angezeigt, diesem schädlichen Einfluß daheim entgegen-
zuwirken.

Alles, was bisher gesagt ist, gilt indessen nur für gesunde
Kinder, die noch nicht schief sind. Ist dies bereits eingetreten oder
zeigt sich auch nur eine entweder ererbte oder durch einen Fall
verursachte Disposition dazu, so werden die genannten Vorsichts-
maßregeln nichts nützen. Es bleibt dann nichts Anderes übrig, als
so schnell wie möglich einen Spezialisten zu Rathe ziehen. In
früheren Zeiten vermochte zwar ärztliche Kunst verhältnißmäßig
wenig in solchen Fällen zu thun, die gesammte orthopädische Be-
handlung mit Streckbetten, Geradhalter u. d. g. gab keinem schief-
gewachsenen oder gar verwachsenen Kinde seine geraden Glieder
wieder. Kaum, daß sie hier und da kleine Verbesserungen erzielte. Wie
anders heute! Es erscheint dem Laien wie ein Wunder, wenn er
ein Kind, das er nur mit kläglichen verkümmerten Rückgrat oder gar
einem Buckel gekannt hat, nach halb- oder ganzjähriger Kur wieder-
sieht, gerade wie eine Kerze.

Erstaunliche Resultate erzielt vor allem Hehnig in Göggingen
bei Augsburg. Dieser Mann, seines Zeichens Mechaniker, der weder
studirt noch überhaupt eine regelrechte wissenschaftliche Ausbildung
genossen, hat ganz aus sich selbst heraus eine Methode erfunden,
vermöge deren er auch die schlimmsten körperlichen Verwundungen in
jugendlichen Jahren heilt. Das heißt, das Wort „Methode“ ist
wohl nicht ganz richtig, insofern, als er jeden Einzelfall für sich be-
handelt. Die Prinzipien, von denen er dabei ausgeht, beruhen auf
der Beobachtung und Nachahmung der Natur. Er hat den Bau des
menschlichen Körpers als Autodidakt bis ins Kleinste studirt und
kennt die Bestimmung und Spannkraft jeglichen Muskels, die Trag-
fähigkeit jedes Knochens, sowie die Art, wie er sich bei dieser oder
jener Gelegenheit in seinen Gelenken dreht, wie nur Wenige.
Wenn er den Patienten nun Maschinen anlegt, so haben diese nicht,
wie bei den älteren Orthopäden, den Zweck, den Körper durch
Zerren oder Einpressen gewisser Theile in eine normale Form
zu zwingen, sondern sie dienen vielmehr dazu, die schwächeren
Glieder zu entlasten und ihre Arbeit entweder den stärkeren oder
häufiger noch der Maschine aufzubürden. Welch eine Erleichterung
dem Kranken dadurch geschaffen wird, braucht wohl nicht erwähnt
zu werden. Ein großer Vorzug seiner Maschinen ist deren Leichtig-
keit. Da giebt es weder schwere Eisenstangen und Schrauben, noch
komplizierte, Rücken und Hüften umgreifende Bänder — der ganze
Mechanismus setzt sich oft aus nichts als einem haarfeinen elastischen
Schuppen- oder Kapppanzer zusammen, so klein von Volumen, daß
man solch ein Ding in die Tasche stecken könnte, und dabei an Ge-
wicht kaum ein Kilo schwer. Keine Maschine gleicht der anderen,
denn jede ist für den betreffenden Fall konstruirt, dem sie dienen
muß. Sofern sie nicht eine vollkommene Heilung zu Stande zu
bringen vermag — derart, daß sie dem Kranken späterhin un-
entbehrlich wird — so giebt sie ihm doch das Ansehen und die
Leistungsfähigkeit eines normalen Menschen, während er sie trägt. —

Dr. K o s s a t.

Kleines Feuilleton.

c. Was eine „Berichtigung“ werth ist. Schon mancher hat
schlechte Erfahrungen mit Berichtigungen gemacht, die er auf falsche
Nachrichten, die irgendwo über ihn auftauchten, einsandte. So um-

fassender Erfahrungen auf diesem Gebiete dürften sich aber wohl nur wenige zu erfreuen haben, wie der bekannte englische Schriftsteller **Hall Caine**. Er erhielt eines Tages von einem Bekannten die Anfrage, wie es mit seinem neuen bereits angekündigten Roman „Der Trunkenbold“ stehe, und er antwortete darauf mit folgendem amüsanten Brief, den die „Illustrated London News“ abdruckten: „Greeba Castle, Insel Man. 27. Jan. 99. Mein lieber S., Sie fragen mich, ob ich Ihnen nichts Genaueres über mein Buch „Der Trunkenbold“ angeben kann, wann und von wem er verlegt wird. Nach allem, was von diesem Buche und über seine Veröffentlichung bereits gesagt worden ist, mag es vielleicht ein Schlag für Sie sein, wenn Sie hören, daß ich niemals an ein solches Buch, ein solches Thema, einen solchen Titel und an solche Methoden der Veröffentlichung gedacht habe. Sie werden mich nun fragen, warum ich dann einem so weit verbreiteten Gerücht niemals entgegengetreten bin. Aus demselben Grunde, wie ich hundert andere Gerüchte über mein Thun und Lassen unwiderrprochen gelassen habe, weil es unmöglich ist, jeden Irrthum zu berichtigen, und wenn man etwa den einen von vielen widerlegt, es sofort so scheinen würde, als ob ich die übrigen dadurch bestätige. Außerdem hat mich die Erfahrung gelehrt, daß es nutzlos ist, eine irriige Angabe zu widerrufen. Ist die Lüge wichtig genug, so wird sie sich weiter verbreiten, und kein Widerspruch wird da helfen. Vor vier oder fünf Jahren erzählte jemand, ich hielte „alle Frauen für geringer als alle Männer“. Beinahe das Gegentheil ist meine Meinung, und so berichtigte ich, aber kein Mensch hörte darauf, und die Lüge fuhr fort, gerade den Theil des Publikums gegen mich aufzubringen, den ich am liebsten für mich gehabt hätte. Vor zwei Jahren behauptete jemand, ich hätte für mein eigenes Werk Klame machen wollen, dadurch daß ich einige Tage vor seinem Erscheinen mich „interviewen“ ließ. Ich bat den Interviewer, zu erklären, wie es wirklich der Fall war, daß ich ihm ausdrücklich verboten hatte, ein Wort von unserer Unterredung zu veröffentlichen, bis fünf Tage nach der Veröffentlichung vergangen wären, die Erklärung blieb unbeachtet. Vor einem Monat hatte ein Humorist ausgepregelt, „ich hielte mein Gesicht dem von Christus ähnlich“, und ich war wieder dumm genug, mich darum zu kümmern, aber kein Mensch achtet auf meine Verichtigung, und die Lüge blüht weiter. Im Vergleich zu diesen Gerüchten ist das, worauf sich Ihre Frage bezieht, ganz harmlos; es ist zwar einfältig, voranzugehen, daß ein Mensch, der wie ich das Publikum kennt, seinem Buche einen so unmöglichen Titel geben würde, aber wenn Sie auch diesen Brief veröffentlichen sollten, so weiß ich doch, daß ich in den Nachschlagebüchern von 1900 lesen werde, daß ich 1899 einen Roman veröffentlicht habe, der „Der Trunkenbold“ betitelt war. Die Moral davon scheint zu sein, daß es dumm ist, irgend etwas zu widerlegen. Je mehr Grund vorhanden ist, einen Irrthum zu berichtigen, desto mehr ist es unklug, wenn man es wirklich thut. Mit Dank und Gruß Hall Caine.“ — Es giebt freilich auch Schriftsteller, die die tollsten über sie umgehenden Gerüchte mit einem zufriedenen Schmunzeln hinnehmen, weil so etwas — Klame macht. Auch soll es schon Leute gegeben haben, die etwas „berichtigten“, was von keinem behauptet worden.

ie. **Die Aerzte als Gegner von Niesenhäusern.** In New-York macht sich in ärztlichen Kreisen eine Agitation gegen den Bau allzu hoher Gebäude bemerkbar. Es wird hervorgehoben, daß sie zunächst das Leben der Bewohner gefährden, da bei Ausbruch eines Brandes die Ausrüstung der Feuerwehre nicht mehr genügt, um das Feuer in den höchsten Stockwerken zu erreichen. Diese Angaben sind wohl vorläufig nur für die berechtigten amerikanischen „Himmelsträger“ gültig. Man baut dort zwar auch sogenannte „feuersichere“ Häuser, die aber nach der übereinstimmenden Ansicht aller inwohrenden Leute keineswegs feuersicher sind. Die erhöhte Feuergefahr spielt aber für die Gegnerschaft der Aerzte nur eine nebensächliche Rolle. Den Hauptgrund zu ihrer Verhinderung sehen sie vielmehr darin, daß sie den Strahlen des Sonnenlichts entziehen. Die moderne wissenschaftliche Gesundheitspflege hat nachgewiesen, daß der Sonnenschein der größte Vallerienfeind der Natur ist. Eine sechsstündige Verhinderung mit direkten Sonnenstrahlen tötet unfehlbar alle Keime, selbst solche von der Lebensfähigkeit des Tuberkelbazillus. Es giebt Aerzte, die bis zu der Behauptung gehen, daß die Menschheit zu einer Zeit, wo sie noch keinerlei Mittel zur Verhinderung der Vallerien selbst ergreifen konnte, unfehlbar hätte zu Grunde gehen müssen, wenn nicht das Sonnenlicht in ausgiebigem Maße als schützende Macht gegen diese winzigen und dem Menschen früher ganz unbekannt Feinde aufgetreten wäre. Es ist ohne Zweifel zutreffend, daß eine Zunahme der heutigen Mode, die Häuser immer höher zu bauen, zu einer Gefahr für das gesundheitsgemäße Leben in Großstädten werden kann. Nicht nur, daß das Sonnenlicht auf den Straßen selbst dadurch an Menge und Dauer verkürzt wird, erhalten auch die unteren Stockwerke der Häuser immer weniger Sonne, wenn sie sich in der Nachbarschaft von Niesenhäusern befinden. Die in New-York erscheinenden „Medical News“ sehen geradezu eine Zunahme der Sterblichkeit unter den Städtern voraus, die gezwungen sind, stundenlang in solchen Räumen ohne Zutritt von Sonnenstrahlen zu arbeiten. Man will sogar statistisch festgestellt haben, daß schon jetzt die Krankheiten der Athmungsorgane, besonders Lungenentzündung und Schwindsucht, unter den Arbeitern, die sich in solchen von großen Gebäuden verschatteten Räumen aufhalten müssen, häufiger sind, als bei denen, die unter normalen Bedingungen leben. Hierin liegt also eine große Gefahr und die städtischen Be-

hörden seien verpflichtet, dem Geiz der Kapitalisten, der behufs möglicher Ausnutzung eines Bauplatzes auf eine große Höhe der Gebäude hindrängt, Schranken zu ziehen, damit das allgerhaltende Sonnenlicht überall Zugang finde. —

Theater.

Im Deutschen Theater wurde am Samstag Georg Hirschfeld's Komödie „Pauline“ zum ersten Male aufgeführt. — In dieser Komödie kommt „ein Ekel“ vor, und das soll ein typischer Vertreter der Sozialdemokraten sein. Darum keine Feindschaft, Ritter Georg. Ueber sozialdemokratische Vorstellungen, wie sie die elliige Kunstschlosser Radtke zum Besten giebt, wird jeder, der einigermaßen einsichtig ist, lachen. Wer nicht getroffen wird, kann sich nicht verletzt fühlen; und im übrigen wäre das eine ganz kleinliche Bewegung, die nicht einmal ein bißchen Spöttelei auf ihre Kosten verträge. Georg Hirschfeld hat Zeit. Er hat das süße Vorrecht der Jugend, thörichte Streiche zu machen. Er wird noch besser begreifen lernen und dann wird er einsehen, daß das gerade kein richtiger „Genosse“ ist, um in seiner Sprache zu bleiben, der ein Dienstmädchen verachtet, weil sie eben der Herrschaft dient. Er wird die Nothwendigkeit und die Vorbedingungen verstehen, die ein armes Mädchen vom Lande bestimmen. Auch wird er es nicht für einen Programmpunkt halten, eine Person darum zu hassen, weil sie adliger Abkunft ist. Ueber die Dummheiten der jungen bürgerlichen Demokratie ist man längst hinausgewachsen. Die Sache ist hier nur darum erörtert worden, um zu zeigen, wie sich selbst in Köpfen, die literaturfähig gelten wollen, ein sozialdemokratischer Typus abspiegelt.

Wenn man von den satirischen, wie den empfindsamen Nebentendenzen der Komödie absieht, kann man an ihrer lustigen Wahrheit und an der fastigen Gestalt Paulinen's, des Berlinisch-gejunten Dienstmädchens, seine Freude haben. Man muß darum nicht gleich in literarästhetische Andacht verfallen oder den Verfasser lange befragen: Mit solch' kleinem Gerede gibst Du Dich ab? Die Hauptsache ist, daß Jemand, der schaffen will, sehen lernt. Bisher hat sich Hirschfeld nur im eigenen Familienhaufe umgesehen. Da ist in gewisser Beziehung selbst Paulinen's Küche eine weitere und reichere Welt. Eine winzige und geistig wenig anregende Welt: aber all' das ist relativ. Neue sinnliche Eindrücke hat Hirschfeld verwerten können. Für ihn war es schon ein Gewinn, daß er den Stoff in freierer Komik gestalten konnte. Schilderte er den Familienjammer noch so naturalistisch, mit der naturalistischen Schablone war er zugleich im Stofflichen selber befangen.

Ueber Paulinen's kleine Abenteuer ist sonst nicht viel zu sagen. Das Mädchen hat's in Berlin mit seiner Herrschaft recht gut getroffen. Geld haben die Deutschen zwar nicht, — der Mann ist Maler —, aber andererseits hat man noch nicht gehört, daß ein Dienstmädchen von den Reichthümern „der Herrschaft“ viel abbekommen hätte. Pauline wird gut behandelt, das heißt, der Maler und seine Frau betrachten sie als gleichberechtigten Menschen. Sind das edle Naturen! Pauline ist frisch, tanzt gern und ist quieschvergüügt; so erlaubt sie sich mit den Männern, die dem drallen hübschen Ding nachlaufen, allerlei Späße. Bald versteht sie den Einen, bald läßt sie einen Anderen vergeblich „beim Kolltrug“ warten, immer weiß sie Ausflüchte, und das ist ihre Vergnügslichkeit. Es gehört ja nicht viel Wiß dazu, aber sie gehört eben zur großen Nation der dummen Puten; und Jeder darf nach seiner Façon selig werden. Eruften Schaden richtet sie mit ihrem Getändel nicht an; es kommt zu einer Keilerei auf einem Tanzboden der Hasenheide; dabei werden ein Turnlehrer und ein Schneider leicht verletzt, der Eine am Kopf, der Andere am Widerpart, aber Beide nicht an edleren Theilen. Pauline selbst bleibt rein und sie wird den treuen Radtke heirathen, da sie, wie Desdemona mit ihrem Othello, mit ihm Mitleid empfindet. Der arme Teufel kamte seinen Vater nicht; so ward das Fündelkind herumgestoßen und unglücklich. Das „entschuldig! Radtke's „Genossenschaft“, und wenn Radtke aus Paulinen wirklich eine „Genossin“ macht, so sehe er nur zu, daß sie nicht nach seinem Bilde gerathe.

Ganz prächtig waren Frau Lehmann als Pauline und insbesondere Herr Müller als Vater Klimsch, ein Berlinisches Original aus der Hasenheide. Fast man weniger frisch und herb zu, so können Paulinen's lose Streiche, leicht einen minder naiven Charakter gewinnen.

Die Aufnahme der Komödie hat mit ihrem Werth blutwenig zu schaffen. Man applaudirte wie toll und zischte wie toll. Man war erregt, als gälte es ein nervenaufreizendes Sportereigniß. Die Einen setzten ihre ganze pathetische Hitze für den Stolz der Familie über die Fremde ein, die Anderen hatten nicht Humor genug, über diesen hitzigen Eifer, wie über eine eitle Menschlichkeit, zu lächeln. —

Ein neuer Lubliner wurde im Schauspielhaus mit leidlichem Begehen aufgenommen. Der neue Lubliner, eine Komödie „Das fünfte Rad“ ist den älteren zum Verwechseln ähnlich. Das liegt in dem Schlag Lubliner's. Ein Mann, der sich selbst emporgearbeitet hat, gilt vor der hochmüthigen Frau und der Welt als eine Null im Hause, als das fünfte Rad, weil er keine großen Worte macht und scheinbar den Pantoffel über sich schwingen läßt. Aber er hat's inwendig sitzen. Er bringt eine verfahrenre Liebesgeschichte zwischen seiner Tochter und einem Maler ins Loth und erweist sich in solchen Dingen erfahren, wie das tüchtigste Kuppelweib.

Ehre der diskreten komischen Kunst Vollmer's in der Hauptrolle! —

Historisch-moderne Festspiele. Zweite Mittagsvorstellung am Sonntag, den 19. Februar.

Auf „Kriophanes“ folgte Wolfgang Kirchbach's Weisheitsspiel „Die letzten Menschen“, ein Zukunftsstraum. Auf dem Theaterzettel wird ein Moment angeführt, das dies Spiel entschuldigend. Es ist vor siebzehn Jahren in Italien entworfen worden. Damals war Kirchbach ein Jüngling, und jeder deutsche Jüngling nahezu hat nach vollendetem Abiturientenexamen das kleinstliche Bedürfnis, den Lorbeerkranz von Goethe's Stern zu reifen. Indessen ist Herr Kirchbach heut kein Jüngling mehr, und überdies war er Jahre hindurch an den „Dressener Nachrichten“ als Kritiker thätig: Warum denn kommt er uns noch mit schön gereimter, glatter und doch papierner Literatur, die ihren Gedanken aus faustischen Motiven aller Welt zusammenholt?

Kirchbach's Dichtung hat durchaus allegorischen Charakter. Selbst die Sprache lyrisch bewegt sein soll, hat sie etwas steif Allegorisches. Das Persönliche, das sinnliche Temperament fehlt, und es drängen sich abstrakte Bezeichnungen aneinander wie „Daseinsfülle“, „Lebensleide“ u. a. m.

Bei seinen Allegorien handhabt Kirchbach antike mythische Typen. Er behauptet, von Renaissancemedien beeinflusst zu sein. Ich mußte, wenn ich des Stoffes gedächte, mir ein Gemälde des starken italienischen Künstlers Segantini vor Augen halten: Eine alpine, verzweifelte Landschaft in ihrer erhabenen Debe und ein letztes, verzweifeltes Menschengewimmel. Bevor die Erde erkalte, zaubert der große Pan in Kirchbach's Traum noch einmal einen Frühling hervor. Die Rosen duften, die Früchte schwellen und der Gott selber, Pan, der Feiste, mit dem Wodsbain, girt um Liebe bei dem letzten Menschenweib, der schönen Eva. Der Gott wird grotesk-pösslich, und vielleicht meinte Kirchbach mit der grotesken Manier originell erscheinen zu können. Aber ohne verwegenen Humor wird man bei derlei Versuchen leicht kindisch. Vom letzten Weib weiß der letzte Mann, Was, noch nichts. Um seine Seele ringen die Vertreter des reinen Prinzips, die lustigen Sirenen, und die schamigen Genien von Erde und Wasser, die Faune und Nixen mit ihrem König, dem all-wandelbaren Proteus, dem der Mensch und Herr über die geheimen Kräfte der Natur Krone und Purpur entwindet. Dafür rächt sich Proteus am reinen Was. Er lockt den reinen Mann zum Weibe, daß er es erkenne; und so erlebt das letzte Menschenpaar einen letzten Sündenfall. Der große Pan aber, der Allwalter und Allbeschränker auf Erden, von Eva in seinen heiligsten Gefühlen verhöhnt, geht sterben und mit ihm erstarrt alles Dasein und die Erde irt als vereister Ball durch die Räume. So schwirren hellenisch-antike und jüdisch-christliche Ideen durcheinander. Es giebt aber keine organische Einheit. Man wird nicht mit bewegt. So hörte man die Verse gelassen an und ließ die Sprecher auf der Bühne ruhig deklamieren; und nur eine kleine Minderheit der Hörer meinte, es müsse sich bei erbaulicher Sprache auch gleich tief Erbauliches empfinden lassen und rief den träumerischen Autor. —

Physikalisches.

— Neues über Röntgenstrahlen. Eine interessante Anwendung der Röntgenstrahlen ist, wie die „Münch. Allg. Ztg.“ berichtet, jüngst von den englischen Physikern Ch. T. Heycock und F. S. Neville gemacht worden. Sie stellten Legierungen von Metallen her, die bezüglich ihrer Durchlässigkeit für die bezeichneten Strahlen ein möglichst verschiedenes Verhalten zeigen. Durch langsames Abkühlen brachten sie diese Legierungen zunächst zum Erstarren und schnitten dann aus denselben dünne Scheiben aus, welche mit Hilfe von Röntgenstrahlen photographirt wurden. Die erhaltenen Photogramme nun ließen mit größter Deutlichkeit die den einzelnen Bestandtheilen entsprechenden Kristallablagierungen in der erkalteten Masse erkennen. Besonders deutlich war dies der Fall, wenn Gold mit Natrium oder wenn Gold oder Kupfer oder Silber mit Aluminium legirt wurde. Es sind demnach beim Erstarren von Legierungen im Allgemeinen analoge Erscheinungen zu beobachten, wie beim Gefrieren von verdünnten oder beim Erkalten von konzentrierten Salzlösungen, woraus die schon seit längerer Zeit bekannte Thatsache folgt, daß Legierungen nichts anderes als Lösungen von Metallen sind. —

Astronomisches.

— Die Temperatur der Sonne. Ueber die unerträgliche, ganz ungeheure Hitze, die auf der Sonne herrschen muß, existiren vielfach sehr übertriebene und merkwürdige Vorstellungen. Mehrere Millionen Grad wurden noch vor 20—30 Jahren meistens theils angegeben. Die schärferen Messungen in neuerer Zeit haben zu sehr viel geringeren Zahlen geführt, die jedoch außerordentlich von einander abweichen; von 70 000 bis zu 2000 Grad ist eine große Anzahl von Schätzungen vorhanden. Diese große Verschiedenheit erklärt sich einmal aus der Unsicherheit, die über die Absorption der Wärme in unserer Luft herrscht, und dann aus unserer Unkenntniß darüber, wie sich die Ausstrahlung eines warmen Körpers mit seiner Temperatur ändert. Unter den vielen Strahlungsgesetzen kam das von Stefan aufgestellte wohl den Ansprüchen auf besonderes Vertrauen erheben; denn es hat sich nach den

neuesten von Prof. Zummer in der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt angestellten Versuchen bis zu einer Temperatur von 1500 Gr. als richtig erwiesen. Prof. Warburg, der Direktor des Berliner Physikalischen Instituts, hat deshalb, wie er in der Freitag-Sitzung der Deutschen Physikalischen Gesellschaft mittheilte, eine Untersuchung der Sonnentemperatur auf der Grundlage dieses Gesetzes angestellt. Seine Berechnung führt zu einer Zahl von 6240 Grad; eine solche Temperatur muß man also herzustellen suchen und in ihr das Verhalten der verschiedensten Stoffe untersuchen, um einen Begriff von ihrem Verhalten auf der Sonne zu bekommen. — („Nat.-Ztg.“)

Humoristisches.

— Die vielbeschäftigte Schlange. Der amerikanische Humorist Mark Twain veranfaßte einmal eine Reihe von Vorträgen in Neu-Seeland. Eines Tages sprach er über die „Prohibition“, das ist jenes Gesetz, das den Verkauf alkoholischer Getränke verbietet. Mark Twain erklärte zwar, daß er ein Anhänger dieser Maßregel sei, aber er mußte anerkennen, daß sie auch ihre unangenehmen Seiten habe, und gab als Beweis dessen Nachstehendes zum Besten: Es sind mehrere Jahre her, daß ein braver Bursche aus dem Westen in eine Stadt kam, für die das Prohibitions-Gesetz galt. Er fragte nach einem Wirthshaus, aber man sagte ihm, er werde nirgendwo anders Etwas zu trinken bekommen, als bei dem Apotheker. Der brave Bursche ging also zum Apotheker und setzte diesem sein Verlangen auseinander. Der aber erklärte:

„Ohne Rezept eines Arztes kann ich Ihnen kein Getränk verabfolgen.“

Der Unglückliche entgegnete: „Ich sterbe vor Durst und habe keine Zeit, einen Arzt zu suchen.“

„Dann kann ich Ihnen nicht helfen,“ lautete die Antwort, „ich darf alkoholische Getränke blos in dringenden Fällen verabreichen und speziell nur, wenn jemand von einer Giftschlange gebissen wurde.“

„Wo ist eine solche Schlange aufzutreiben?“ fragte der vom Durst Gequälte.

Der Apotheker gab ihm die Adresse derselben, und der Bursche eilte fort. Aber bald kam er wieder, Verzweiflung im Gesichte.

„Nun?“ rief der Apotheker.

„Gnade!“ jammerte der Andere, „die Schlange kann nicht mehr heißen vor Ueberanstrengung und ist obendrein auf Wochen hinaus bestellt.“ —

Notizen.

— Eine größere Anzahl von Wiener Bühnenautoren, Bahr, Bauer, Herzl, Leon, Karlweis, Langmann, ebenso Blumenthal, Wildenbruch, haben in der „Zeit“ ihre Zustimmung zu dem Vorschlage erklärt, in Zukunft Hervorrufen bei Premieren nicht mehr Folge zu leisten. Otto Erich Hartleben aber ist stricke dagegen: „Ich bitte Sie,“ schreibt er, „das ist doch so nett, wenn man so herauskommt — vorausgesetzt, daß man auch gerufen ist.“ —

— Felice Cavallotti's Lustspiel „Jephtha's Tochter“ wird im Lessing-Theater während des Gastspiels von Agnes Sorma am 8. und 11. März in Berlin zum ersten Male zur Aufführung gelangen. —

— Hugo von Hofmannsthal's dramatisches Gedicht „Die Hochzeit der Sobeide“ ist von der Direktion des Wiener Burg-Theaters zur Aufführung angenommen worden. —

— Björnson's Schauspiel „Paul Lange und Thora Parsberg“ wurde im Residenz-Theater zu München mit Erfolg aufgeführt. —

— In der Pariser Weltausstellung wird eine Filiale des Petersburger Hoftheaters errichtet werden, in der russische Schauspieler nur Werke russischer Schriftsteller und Komponisten zur Aufführung bringen werden. —

— In London wird zum ersten Male ein echtes chinesisches Theaterstück zur Aufführung gebracht: „Geborgte Stiefel“, seit Jahrhunderten ein Repertoirestück der chinesischen Bühne, möglichst entsprechend dem Original überfetzt von Archibald Little. —

ar. Der Lüchowbrunnen, dessen Ausführung die Stadt Berlin dem Bildhauer Professor Otto Lessing übertragen hat, wird voraussichtlich im Frühjahr 1900 vollendet sein. Für das untere Bassin der Brunnenanlage sind vier Gruppen bestimmt. —

— Der Mathematiker Sophus Lie, der zwölf Jahre lang Professor in Leipzig gewesen, ist in Christiania gestorben. —

1. „Blumenbäder“ erfreuen sich jetzt, so schreibt „La Fronde“, bei den Pariser Damen einer besonderen Beliebtheit. Sie sollen nicht nur die Haut mit dem Parfilm „inprägniren“, sondern die große Menge der lebenden wohriechenden Pflanzen „kräftigt und regt auch den Körper an wie ein Champagnerbad.“ Es giebt zwei Arten von Blumenbädern. Die eine, die trodene, ist sehr einfach: Man füllt die heiße Badewanne mit Blüten und es genügt dann, eine Stunde in diesem parfümirten Bett zuzubringen. Die zweite Art besteht darin, daß man Dufende von Blumenbündeln in heißem Wasser ziehen läßt und aus diesem Wasser das Bad bereitet. —